

Sehr geehrter Herr Dr. Bernheim,
Sehr geehrter Herr Dr. Notter,
Sehr geehrte Stiftungsratsmitglieder und Vorstandsmitglieder beider
Institutionen,
Sehr verehrte Anwesende,
Liebe Familie, Freundinnen und Freunde
Geschätzte Kollegen und Kolleginnen der hier anwesenden Medien
Liebe Maya, liebe Brigitta,

Erlauben Sie mir bitte, dass ich meine kurze Rede persönlich halte und sie zweien Menschen widme, die mir sehr nahestehen, die aber aus unterschiedlichen Gründen heute nicht hier sein können. Nicht, weil sie krank oder, schlimmer noch, verstorben wären. Nein, wir dürfen davon ausgehen, dass beide in diesen Minuten, vielleicht etwas müde vom Tag, ansonsten aber quietsch-fidel sind.

Die Gründe für ihr Fehlen widerspiegeln in gewisser Weise die Spannweite an Realitäten, Themen und Herausforderungen, mit denen ich mich in meiner Arbeit und in meinem Engagement seit über zwanzig Jahren befasse.

Die erste Person ist mein ältester Sohn, Tarik, der just heute seinen Dienst in der Schweizer Armee angetreten hat und deshalb nicht hier sein kann. Für mich, die ich aus einer irakisch-deutschen Familie stamme, in der weder Vater noch Bruder je in einer Armee gedient haben, versinnbildlicht das Einrücken meines Sohnes in die Rekrutenschule die selbstverständlich gewordene Realität gebürtiger muslimischer Schweizer Staatsbürger, die dieses Land, wie alle anderen, durch ihre berufliche und familiäre Arbeit, durch ihr Wirken in Vereinen und Parteien und durch den Gebrauch ihrer staatsbürgerlichen Rechte und Verrichtung ihrer staatsbürgerlichen Pflichten, loyal mittragen und mitgestalten.

Meine eigene Arbeit und mein Engagement habe ich nie explizit als Einsatz für die Muslime oder gar für den Islam verstanden, sondern immer als meinen muslimischen Beitrag zum Gelingen dieser vielsprachigen, multireligiösen und multikulturellen Schweiz. Das Zusammengehen verschiedener kultureller Prägungen, die sich bei mir aus schweizerischen, deutschen und arabischen sowie jüdisch-christlich-

muslimischen und säkularen Einflüssen ergibt, möchte ich an diesem Abend auch durch das Tragen einer irakischen Tracht in der Tradition der Haschimiten zum Ausdruck bringen.

Meine Motivation, damals wie heute, auf Verständigung, Inklusion und Vertrauensbildung hinzuwirken, speist sich nicht aus eigens gemachten Diskriminierungs- und Rassismuserfahrungen, obwohl es die gab und heute mehr und mehr gibt. Sie speist sich aus einem Idealismus, den manche für naiv, ich aber für unerlässlich halte, um in einer immer komplexer werdenden Welt die Orientierung zu behalten.

Vieles, was vor mehr als zwanzig Jahren noch neu oder vereinzelt Realität war, wie zum Beispiel das multikulturelle Klassenzimmer, kulturelle und religiöse Vielfalt in Spitälern, islamische Bestattungsmöglichkeiten oder eben muslimische Armeeingehörige, ist heute eine Selbstverständlichkeit, mit der die Institutionen einen weitgehend souveränen Umgang gefunden haben. Die integrativen Kräfte auf allen Seiten leisten hier Grosses. Dafür gebührt ihnen Dank und Anerkennung!

Der Weg der Einbindung und des friedlichen Zusammenhalts ist aber bei Weitem nicht zu Ende. Und gerade scheint es, als erleben wir heute einen Rückschlag, wenn es um Akzeptanz von Andersartigkeit in unserem Land geht.

Es bedarf deshalb weiterer grosser und entschlossener Anstrengungen, die sich künftig auch auf mehr Schultern verteilen müssen. Vor allem bedarf es ein verstärktes Engagement von und für meine Nachfolgeneration. Sie ist heute verstärkt mit der Ungerechtigkeit und Gefahr von gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit konfrontiert.

Herabwürdigungen und Hassreden/Hassgesang erfahren nicht nur religiöse Minderheiten wie Muslime und Juden, sondern auch anders definierte Gruppen: Asylsuchende, Geflüchtete, Dunkelhäutige, Fahrende, Obdachlose, Arbeitslose, Homosexuelle oder Sozialhilfeempfänger und nicht selten, in der sexistischen Variante, ist auch eine Mehrheit betroffen: die Frauen.

Unser aller Einsatz hat sich daher nicht zum Wohle und zur Verteidigung einer dieser Gruppen zu beschränken, sondern muss ein dauerhaftes und ernsthaftes Ankämpfen gegen aufkommende Tendenzen von

Menschenfeindlichkeit sein. Das Einstehen für Menschenrechte grundsätzlich und unabhängig davon, ob man selbst oder ein Anderer von ihrer Verletzung betroffen ist, muss uns ein Anliegen sein, wenn wir glaubwürdig sein wollen.

Der deutsche Journalist und Literaturkritiker, Carl Ludwig Börne, der 1786 im jüdischen Ghetto von Frankfurt am Main als *Juda Löb Baruch* geboren wurde, formulierte es einst so: „Es gibt keinen Menschen, der nicht die Freiheit liebte; aber der Gerechte fordert sie für alle, der Ungerechte nur für sich allein.“

Über die zweite Person und deren Grund heute Abend nicht hier zu sein fällt es mir schwerer zu sprechen. Es ist ein derart emotions- und konfliktbeladener Grund, dass eine Verständigung schwierig scheint, ich hoffe aber dennoch, nicht aussichtslos ist. Der Grund hat unmittelbar mit dem Fischhof-Preis und den vergebenden Institutionen zu tun. Die Person, deren Namen ich nicht nennen möchte, informierte mich sehr kurzfristig darüber, dass es ihr unmöglich sei an diesem Anlass zugegen zu sein, nachdem sie erfahren hatte, dass 2014 die Nomination für den Preis an eine Berner Politikerin zurückgezogen wurde, weil diese zehn Jahre zuvor in einem Artikel angeblich davon sprach „manchmal antisemitische Gefühle angesichts der israelischen Politik an den Palästinensern zu bekommen.“

Es liegt mir fern weder die damalige Entscheidung noch die Aussage, die zur Aberkennung des Preises geführt hat zu kommentieren. Ich will lediglich veranschaulichen, wie tief die Gräben des Misstrauens sind, selbst unter Menschen, die sich gut kennen und schätzen, wenn es um den Israel-Palästina-Konflikt geht und wie gleichsam notwendig Glaubwürdigkeit und Vertrauensbildung in diesem Kontext sind.

Wer auf diesem Parkett tanzt, kennt das: Ist man als Muslimin und Araberin nicht genügend feindselig gegenüber Israel und hat jüdische Freunde, wird man leicht der Spionage für Israel bezichtigt. Geht man aus der Sicht der Einen angemessen hart mit Israel ins Gericht, erntet man von anderer Seite nicht selten Antisemitismusvorwürfe. Ist man zu sehr muslimisch, ist man in dieser Gesellschaft für die einen radikal oder zumindest schlecht integriert. Ist man zu wenig muslimisch, schimpfen

einen die eigenen Fanatiker „ungläubig“ und die anderen halten einen für einen verkappten Islamisten und Schläfer. Es ist also wirklich nicht ganz einfach, unversehrt über dieses Minenfeld zu gehen. Ich versuche es trotzdem. Entweder sie zerreißen mich am Ende oder beklatschen mein Überleben.

Drei Dinge möchte ich hier festhalten.

1) Meine Annahme des Fischhofpreises bedeutet nicht, dass ich der israelischen Politik in Ostjerusalem, dem Gaza-Streifen und dem Westjordanland achtlos oder positiv gegenüberstehe oder sie gar verteidige. Das Gegenteil ist der Fall. Die völkerrechtlich illegale Besetzung mit samt den widerrechtlich errichteten Siedlungen verurteile ich in aller Form. Solange dieses Unrecht besteht, bleibt der Weg zum Frieden, den beide Seiten brauchen und wünschen, blockiert. Menschenrechtsverletzungen, die von beiden Seiten begangen werden, verurteile ich ebenso in aller Deutlichkeit.

2) Antijüdische Haltungen sind wie alle rassistischen Formen für mich inakzeptabel, egal in welchem Kontext und von wem sie geäußert werden. Pauschalisierung und Sippenhaft für Verstösse anderer und die Unterstellung, dass ein Schweigen oder das Fehlen expliziter Distanzierung mit Duldung oder gar Unterstützung gleichgesetzt wird, erlebe ich als Muslimin selbst oft genug und glaube daher zu wissen, wie es sich für Jüdinnen und Juden anfühlt, für die Vergehen des Staates Israel mitverantwortlich gemacht zu werden. Kein Verständnis und keine Billigung habe ich dafür, wenn solche Vorwürfe lediglich der Rechtfertigung bereits vorhandener anti-jüdischer oder anti-muslimischer Ressentiments dienen.

Ausserdem bin ich der Überzeugung, dass eine Kritik israelischer Politik ohne Antisemitismus möglich sein muss und auch ist. So wie Kritik an arabischen und selbsternannten Islamischen Regimes auch ohne anti-muslimische Polemik möglich und nötig ist.

3) Es ist mir stets ein grosses Anliegen darauf hinzuweisen, dass der arabisch-israelische Konflikt nicht das jüdisch-muslimische Verhältnis schlechthin definiert und dass wir es als Jüdinnen und Juden noch als Musliminnen und Muslime in der Schweiz zulassen dürfen, dass dieser

Konflikt unser Verhältnis zueinander zunehmend bestimmt. Es gibt auf beiden Seiten Kräfte, die daran interessiert sind, dass junge Muslime anti-jüdische Ressentiments entwickeln und dass Juden und Jüdinnen in der Schweiz auf die islamophobe Welle aufspringen. In beiden Fällen lehne ich eine solche Instrumentalisierung eines politischen Konfliktes ab, die darauf abzielt, Juden und Muslime gegeneinander aufzubringen.

Nicht nur haben Muslime und Juden eine lange Geschichte friedvoller Koexistenz, sondern fühlen sich zusammen mit dem Christentum als abrahamische Geschwisterreligionen in einer säkularen Umgebung auch verpflichtet, sich in Wahrung von Werten, Riten und Traditionen gegenseitig zu unterstützen.

Ich komme zum Schluss:

Die Würdigung meiner Haltung und meiner Arbeit durch den Preis ist mir eine grosse Ehre und Freude. Ich werde – so Gott will - weiterhin im Rahmen meiner diversen Engagements und besonders im Interreligiösen Think-Tank gemeinsam mit meinen jüdischen und christlichen Mitstreiterinnen den gesellschaftspolitischen schädlichen menschlichen Übeln von Rassismus, Diskriminierung und menschenverachtenden Entwicklungen konstruktiv entgegenhalten.

Amira Hafner-Al Jabaji

Zürich, den 31. Oktober 2016